



61. Jahrgang

Nr. 241

Juni 2019

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de

Deutschlandtreffen
14. bis 16. Juni 2019
Hannover Congress Centrum

Wir sind Schlesien

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preise von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e. V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Bestellschein, Beitrittserklärung	01 – 02
Inhaltsverzeichnis	03
Deutschlandtreffen der Schlesier vom 14. bis 16. Juni 2019 in Hannover	04 – 05
Die Lerge	05 – 06
Namslau im Dreißigjährigen Krieg	07 – 10
Das Altarkreuz der evangelischen Kirche von Hennersdorf	10 – 11
Als ich anfang zu bürgermeistern	12 – 20
Aus dem Grundbuch der Herrschaft Lorzendorf	20 – 26
Die Glasgewinnung im Riesengebirge	26 – 29
Dorfkirche von Strehlitz	30
Schlesien wie es einmal war	31 – 32
Goldene Jugend in Namslau	32 – 42
8. Treffen in Neustadt/Dosse am 28.09.2019	42

Regionaltreffen in Berlin am 4. Mai 2019	43 – 44
Zum Schluss. Etwas zum Schmunzeln	44 – 45
Familiennachrichten	46 – 57

Deutschlandtreffen der Schlesier 2019

Das nächste Deutschlandtreffen der Schlesier findet
vom 15. bis 16. Juni 2019
im Hannover Congress Center (HCC) statt.

Die **Namslauer Heimatfreunde** werden wieder durch
Herrn Werner **Krawatzek** vertreten sein und zwar **in**
der Eilenriedehalle.

Programm:

Samstag, den 15.06.2019

- 10.00 Uhr Öffnung der Hallen
- 10.40 Uhr Musikalische Begrüßung durch die
Original Beustertaler Blasmusik aus
Diekholzen
- 11.00 Uhr Festliche Stunde/Eröffnung **in der**
Niedersachsenhalle
- 14.00 Uhr Offenes Singen in der Eilenriedehalle
- 16.00 Uhr Offenes Singen in der Eilenriedehalle
- 16.30 Uhr Heimatabend in der Niedersachsenhalle
- 18.00 Uhr Ausklang des Treffens in der Eilenriede-
halle – Gemütliches Beisammensein
mit guter Stimmung

Sonntag, den 16.06.2019

- 09.30 Uhr Pontifikalamt sowie Ev. Festgottesdienst

11.30 Uhr jeweils in der Niedersachsenhalle
Politische Hauptkundgebung in der
Niedersachsenhalle

Wir freuen uns über rege Teilnahme und wünschen
allen Teilnehmenden frohe Stunden in unserer
schlesischen Gemeinschaft.

Die Lerge

von Reinhard Neumann
wiedergefunden und aufgeschrieben von Heinz Wieloch
im Februar 2017

Wer je einmal in Breslau war
und dort verlebte manches Jahr,
dem ist sicher schon vor allem
das Wörtchen „Lerge“ aufgefallen.

Was ist `ne „Lerge“ wendest du ein,
`ne „Lerge“ das kann alles sein!
Ein Mensch, ein Tier, ein Freudenschrei,
ein Wutgeheul, ganz Einerlei.

`ne Lerge, die kann sein ein Mann
der viel verspricht und wenig kann.
`ne „Lerge“ ist auch eine Frau,
die nimmt´s im Haushalt nicht so genau.

Und auch so manches liebe Kind,
`ne „Lerge“ ist sie`s viele sind.
Ja „Lerge“ das kann alles sein ,
ob Freund, ob Feind, Stock oder Stein.

Ist wo mal eine Keilerei,
bestimmt `ne „Lerge“ ist dabei.
Mensch „Lerge“, wenn ich mich vergess,
hau ich dir gleich einen in die Fress´.

Dir räum` ich noch die Wampe ab
du laus`ge „Lerge“ mach ok trapp.
Fasst einer dich vor Wut am Kragen,
verfluchte „Lerge“ hört man sagen.

Liebt einer gern den Alkohol,
die „Lerge“ ist wohl meistens voll.
Und wer mir naht mit Hinterlist,
bei mir `ne tück'sche „Lerge“ ist.

Weckt aus dem Schlaf dich eine Fliege,
denkst „Lerge“, au wenn ich dich kriege.
Sticht's dich im Sommer im Genicke,
`ne „Lerge“ wars, `ne kleine Mücke.

Ein Ehemann, kommt er beschwipst nach Haus,
zieht vor der Tür die Stiefel aus.
Die Frau jedoch beim Lampenschein,
denkt wart` ock „Lerge“, komm bloß rein.

`ne „Lerge“ sein, das ist nicht schwer,
`ne „Lerge“ bleiben, ein Malheur.
`ne „Lerge“ werden, ist kein Glück,
doch keine sein, ein Meisterstück!

Namslau im Dreißigjährigen Kriege

von Fritz Kotschate

Wer einmal Zeit und Gelegenheit hatte, nachzulesen, was der Chronist über die Belagerungen, Plünderungen und Drangsale der Namslauer im großen Religionskrieg zu berichten weiß, der ist tief erschüttert über soviel unschuldig getragene Not. Die Leiden begannen, als am Ostertag 1630 vierzehn Cornet Polacken in Namslau einfielen, Reichen, Giesdorf, Grambschütz, Skorischau plünderten, den herrschaftlichen Hof in Hönigern in Hönigern anzündeten und mit reicher Beute über Schwirz und Städtel abzogen. Immer neue Kriegshaufen rückten heran, lagerten in den umliegenden Dörfern und ließen ausgeraubte Gehöfte, verängstigte und wundgeschlagene Bürger in Not und Elend zurück. Schon 1633 wütet die große Pest in Namslau und fordert 1300 Menschenleben, darunter den Medikus Dr. Jakobus Günther und den Apotheker. Mit jedem neuen Jahr erwarten die gequälten Namslauer neue Drangsalierungen, immer größer und untragbarer werden die Opfer. Sie alle zu erzählen, würde ein ganzes Büchlein füllen. Deshalb sei nur das eine Kriegsjahr 1634 hier wiedergegeben.

Nachdem die Kaiserlichen sich wieder verstärkt hatten, un die oderbrücke bei Ohlau gebaut worden war, trachteten sie danach, Wartenberg und Namslau den Schweden wieder abzunehmen. Oberst Johann von Lautersam zog mit 2000 eitem vor Wartenberg. Die darinliegenden Schweden sahen, dass sie wenig schaffen würden und übergaben am 6. Januar 1634 die Stadt.

Am nächsten Tage, um die Vesperzeit, ließen sich kaiserliche Reiter schon bei Deutsch-Marchwitz sehen.

Die in Namslau liegenden Schweden sprengten hinaus, zogen sich aber vor der Übermacht unter Verlust eines Verwundeten und eines Gefangenen wieder in die Stadt zurück. Die Tore wurden gesperrt und die wehrhaften Bürger genötigt, sich mit ihren Gewehren auf die Mauer zu stellen. Als man die hellen Haufen am Heidlein bei Deutsch-Marchwitz sah, geriet die Bürgerschaft in große Furcht. Als es zu dunkeln begann, erschien vor dem Tor ein kaiserlicher Trommelschläger, der vor den Kommandanten geführt wurde und die Übergabe der Stadt forderte, die aber verweigert ward. In der Dunkelheit ritten die Kaiserlichen nach Altstadt und begannen in der Nacht um 2 Uhr sich stillschweigend der Stadt zu nahen. Da denn gar kein Mensch weder auf den Wällen och in den Schanzen war, nahmen sie die Schanze bei dem Begräbnis-Kirchlein vor dem Krakauischen Tor ein, setzten sich in dem Kirchlein fest und beschossen von dort heraus die Stadtmauer.

Unterdessen war schon ein Teil bestellt, sich der Wälle zu bemächtigen, insonderheit der Schanze bei dem Turm hinter dem Pfarrhofe. Nach 6 Uhr warfen sie schon die Sturmleitern an und begannen über die Mauern zu steigen. Wie das die Bürger und Soldaten, die doch wenig auf der Mauer waren, inne wurden, machten sie sich davon. Die Einwohner in ihre Häuser, die Soldaten aber meistens auf das Schloss, das der Quartiermeister lange zuvor mit Proviant, Munition und Stücken hatte versehen lassen. So ward am 8. Januar 1643 die Stadt mit gewaffneter Hand erstiegen, von den Soldaten geplündert und übel darinnen gehaust mit Schändung der Weiber und Mädchen. Von den Kaiserlichen blieben 140 Soldaten und mehrere Offiziere, darunter ein Oberst und ein Hauptmann, tot. Diese wurden am 11. Januar von dem Ringe in die Kirche getragen und dort mit Schulgesang und

Glockenklang stattlich in Begleitung der Soldaten begraben. Die gemeinen Soldaten aber sich draußen im geheimen verscharrt worden, und damit man es nicht merken sollte, ward ganze drei Tage niemand aus der Stadt gelassen. Von den schwedischen Soldaten blieb nur einer tot, die andern, Reiter und Fußknechte, hatten sich auf das Schloss gerettet.

Den Kaiserlichen fiel bei der Plünderung ein großer Schatz an Gold, Geld, Silberwerten, Kleidungen und anderen Sachen in die Hände, der nur zum Teil den Bürgern gehörte. Der Landadel hatte sein Vermögen, das er aus früheren Plünderungen gerettet hatte, in die Stadt geflüchtet und ward alles von den Kaiserlichen genommen. Trotzdem musste sich die Stadt mit 50000 Stück Reichsthalern ranzionieren.

Wie nun die Stadt gänzlich in der Kaiserlichen Hände war, schossen die auf dem Schlosse wacker in die Stadt, wenn sie nur eines Menschen ansichtig wurden. Bürger und Bauern mussten am Schloss tag und Nacht Gräben und Schanzen bauen, wobei etliche dermaßen beschädigt wurden, dass sie starben. Mittlerweile kam auch der Herr Graf Schaffgotsch, der ließ das Schloss untergraben und wollte es durch eine Mine sprengen. Als nun die Schweden, des Hungerns und der langen Belagerung müde, dem Kommandanten nicht mehr gehorchen wollten, musste er am 4. Februar sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

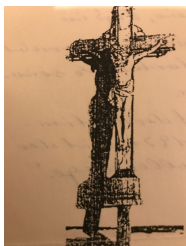
Nun hoffte man auf eine Erleichterung der Besatzung, denn während der Belagerung hatten sich über 1500 Mann ohne Weiber und Kinder hier einquartiert. Aber es geschah gar wenig; zogen gleich etliche weg, kamen doch andere wieder an die Stelle. „Da ward Namslau nunmehr zu einem Wirths-Hauße gleichgemacht, da einer aus- der andere aber einzieht.“

Neues Leid kam über die Stadt, als am 25. Mai 1634 die schwedische Armee vor Namslau erschien und die Übergabe der Stadt forderte. Als die Kaiserlichen ablehnten, kam es zu schweren Kämpfen, und es wurde bei Tag und Nacht viel geschossen. Das schwere Geschütz, da eine Kugel 26, auch 28 Pfund gewogen hat, gab am 27. Mai 82 Schuss auf die Stadt ab, um am 29. Mai wurden der Rats-Turm, die Schule und der Beckerturm aus halben Cartauen beschossen. Vom Stadtpark her bauen die Schweden mit Faschinen einen Laufsteg über den Morast, sodass die Kaiserlichen die Stadt auf Gnade und Ungnade übergaben. Was die Kaiserlichen übrig gelassen, nahmen die Schweden. Die Herren wechselten, die Not blieb. Und all den Kummer jener Tage hat der Chronistin einer ergreifenden Klage ausgedrückt, die ich an den Schluss meiner Zeilen setzen möchte:

Vor Wehe will das Herz zerbrechen,
die Augen weinen bitterlich.
Der Mund kann nicht viel Worte sprechen,
der schwache Geist betrübet sich. –
Ach, tröst uns doch, Herr Jesu Christ,
der du der rechte Tröster bist.

Das Altarkreuz der evangelischen Kirche von Hennersdorf/Kreis Namslau

von Manfred Klisch (+)



Die evangelische Kirche in Hennersdorf wurde 1906 erbaut und hat den Zweiten Weltkrieg unbeschädigt überstanden. Im Jahre 1946 wurde meine Schwester

Margarete in dieser Kirche konfirmiert. Es war der letzte Festgottesdienst. Nachkriegshass auf alles Deutsche, und evangelisch war besonders deutsch, vernichtete dieses Gotteshaus.

Einer der neuen Familien in meinem Heimatdorf ging dieser Hass doch zu weit. Jesus Christus am Kreuz zu vernichten, war zu viel. Sie trug es zu sich nach Hause, wo es über 45 Jahre auf dem Boden stand.

Als ich am 3. Osterfeiertag 1994 den Abstimmungsstein von 20. März 1921 mit der Inschrift: „Treu deutsch allerwege“, der umgestürzt mitten im Dorf lag, auf den deutschen Friedhof neben dem Grab meiner Großeltern bringen ließ, sagte mir einer der helfenden Männer aus dem Dorf, er habe das Kreuz der abgerissenen evangelischen Kirche.

Am Tage vor Allerheiligen war es so weit. Ich wollte den Jesus Christus aus Lindenholz an einem Eichenkreuz mit Verzierungen sehen und wenn möglich haben. Die Schwiegertochter zögerte, gab aber nach einer Bedenkzeit nach. Ich bot ihr ein finanzielles Dankeschön. „Für Jesus Christus nehme ich kein Geld“ war ihre Antwort. „Gut, dann gebe ich das Geld dem Pfarrer der katholischen Kirche in Hennersdorf“, erwiderte sich. Sie willigte ein.

Das Altarkreuz brachte ich zur evangelischen Kirche in Karlsruhe. Pastor Schlender bedankte sich. Das Kreuz bedarf einer Restaurierung und wird später in einem kirchlichen Raum aufgestellt, was auch der Wunsch der gebenden Familie war.

Als ich anfang zu bürgermeistern

von Dr. Ernst Lober (+)

Als ich in Namslau zum Bürgermeister gewählt wurde, schrieb man das Jahr 1923. Es war das Jahr, in dessen Verlauf wir alle nicht nur Millionäre, und auch nicht bloß Milliardäre, sondern sogar Billionäre wurden. Es war die Zeit der Geldentwertung, der Inflation, die den Wert der guten alten Mark der Kaiserzeit auf den billionsten Teil absinken ließ. Wer diese Zeit erlebt hat, weiß, wie turbulent sie war, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit, einmal im Rahmen dieser Plaudereien darüber zu schreiben.

Am 3. April 1923, am 3. Osterfeiertage, wurde ich im Sitzungssaal des Rathauses feierlich in mein Amt eingeführt. Mein Amtsvorgänger war der Bürgermeister Richard Schulz, der dieses Amt wohl ein Menschenalter hindurch bekleidet hatte und Ende 1922 als Alters- und Die „alten Namslauer“ werden sich seiner gewiß noch erinnern. Er blieb in Namslau wohnen und die städtischen Körperschaften erkannten sein langjähriges, verdienstvolles Wirken durch die höchste Ehrung an, die sie zu vergeben hatten, durch die Ernennung zum Ehrenbürger. Leider war ihm nur ein kurzer Ruhestand beschieden, er verstarb bereits im Jahre 1925.

Sein Vorgänger war der Bürgermeister Kotze, dessen Vorgänger wiederum der Bürgermeister Waschke, ein Großonkel meiner Frau, und als einer der weiteren Vorgänger im Amt ist mir der Bürgermeister Mende in Erinnerung, der in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts amtierte. Auf ihre Namenszüge stieß ich noch öfter in alten Akten und manches Geschehen aus

jenen Jahrzehnten, darunter viele lustige Geschichtchen, hat mir im Laufe der Jahre der spätere Beigeordnete Hugo Wechmann erzählt, der einer alten Namslauer Familie entstammte, mehr als 30 Jahre ununterbrochen Stadtverordneter war und im kommunalen Geschehen Namslaus eine Rolle spielte. Leider habe ich mir darüber nie Aufzeichnungen gemacht und in der langen Zwischenzeit sind alle die vielen Histörchen und Schnurren meinem Gedächtnis entschwunden.

Das ist sehr schade; denn sie hätten in ihrer Gesamtheit ein anschauliches Bild von dem Leben in unserem Namslau um die Jahrhundertwende gegeben. Wie geruhsam muss es doch gewesen sein: Ohne Kino, Rundfunk und Fernsehen, ohne Flugzeuge und Weltraumschiffe, ohne Datenverarbeitungsmaschinen, ohne Raketen und Atombomben, mit den ersten vereinzelt Autos, Schreibmaschinen und Telefonen!

Ich erinnere mich deutlich, dass es in den ersten Jahren meiner Schulzeit ein Ereignis war, wenn in meiner Vaterstadt Bernstadt ein Auto durch die Straßen fuhr. Das geschah mit erheblichem Getöse und unter dauerndem Hupen, damit alle anderen Verkehrsteilnehmer – einschließlich der auf den Straßen friedlich ihr reichliches Futter suchenden Hühner – sich vor den mit bisher nicht gekannter Schnelligkeit herannahenden Autos in Sicherheit bringen konnten.

Besonders die Pferde waren sehr empfindlich gegen den ungewohnten Anblick, den Lärm und Gestank, und das Bild durchgehender Pferde war nichts Seltenes, so dass die Lenker von Fahrzeugen meist versuchten, rechtzeitig abzubiegen oder am Straßenrand zu halten, abzuspringen und beruhigend

auf ihre Tiere einzuwirken. Mir klingt noch heute der Ruf in den Ohren: „Ein Auto! Ein Auto!“, mit dem wir Kinder, wenn wir im Hofe meines Elternhauses spielten, auf die Straße rannten, um das ungewohnte Schauspiel zu genießen.

Wie anders heute! Die Schulanfänger der Gegenwart sich durch den Anblick eines Autos nicht aus der Ruhe zu bringen, dafür aber in der Lage, eine Unterhaltung über Marke, Baujahr, PS-Zahl und Geschwindigkeit zu führen. Wie gewaltig die Veränderung gegenüber dem Zustand vor etwa 60 Jahren ist, ist mir aber erst vor kurzem so recht bewußt geworden, als ich Zeuge wurde, wie hier am Stadtrande von Elmshorn eine Schar von Jungen, die aus der Schule kamen, mit dem lauten und erstaunten Ruf: „Ein Pferd! Ein Pferd! ihrer Verwunderung über die Begegnung mit einem Pferdegespann Ausdruck gaben. Ich war im Augenblick fast erschrocken über der plötzlichen Erkenntnis von dem Ausmaß der Veränderungen, die sich doch in der so kurzen Zeitspanne zwischen Kindes- und Greisenalter vollzogen hatten. Aber da gewann auch schon die tröstliche Erkenntnis Oberhand, dass die Jungen von heute trotz aller Änderungen in den Lebensverhältnissen und Daseinsbedingungen den Heimweg von der Schule genau so unbeschwert und fröhlich lärmend zurücklegten wie wir vor 60 Jahren.

Doch nach dieser langen Abschweifung zurück zum Thema! Schon in der eben beschriebenen Zeit – also als Schulanfänger- wollte ich einmal Bürgermeister werden. Dieser Entschluss beruhte wohl auf der in meiner kindlichen Vorstellungswelt entstandenen Meinung, der Bürgermeister sei der Mann, der in der Stadt am meisten zu sagen habe, und er müsse deshalb auch das meiste Geld bekommen.

Ich weiß noch sehr genau, wie erschüttert ich war, als meine Mutter mir in einem Gespräch klar zu machen versuchte, dass meine Vorstellung sehr weit von der Wirklichkeit entfernt sei. Ich konnte das einfach nicht verstehen; seltsamerweise aber hat sich an meinen damaligen Berufsabsichten nichts geändert. Es war wohl so, dass die Verhältnisse in meiner Vaterstadt, die damals in der Person des Bürgermeisters Herrmann ein sehr tüchtiges Stadtoberhaupt hatte, mich stark beeindruckten. Man sprach überall mit großer Hochachtung und Wertschätzung von dem Bürgermeister, und als er in verhältnismäßig jungen Jahren starb, gab man bei der Wahl des Nachfolgers dem Bewerber den Vorzug, der den Namen Hermann trug, in der stillen Hoffnung, man würde mit Herrmann II ebenso gut fahren wie mit Herrmann I. Und so war es auch; zwar war der Nachfolger in seiner Art anders als sein Vorgänger aber anerkanntermaßen ein tüchtiger Bürgermeister.

Ja, und nun war mein Kindheitstraum, den ich auch in der Zwischenzeit trotz Krieg und Inflation und aller damit verbundenen Änderungen im Stillen immer nachgegangen hatte, in Erfüllung gegangen. Ich war Bürgermeister. Die Stadtverordnetenversammlung hatte mich aus 40 Bewerbern, von denen drei zur persönlichen Vorstellung aufgefordert waren, in dieses Amt gewählt, und zwar mit 16 von 24 Stimmen. Damals waren die Stadtverordnetenkollegien – ebenso in den Dörfern die Gemeindevertretungen und in den Kreisen die Kreistage – bereits parteipolitisch zusammengesetzt, während bis zum Ende des 1. Weltkrieges das in Preußen geltende „Dreiklassenwahlrecht“ auch für die Wahlen zu den Selbstverwaltungskörperschaften Anwendung fand. Dieses Wahlrecht sah in den Städten so aus, dass die

Gesamtheit der steuerzahlenden Bürger nach der Höhe ihrer an die Stadt zu zahlenden Einkommensteuer in drei Klassen eingestuft wurde, von denen je 1/3 der Stadtverordneten wählte. Das bedeutete also, dass die verhältnismäßig wenigen Bürger der Steuerklasse I im Stadtparlament ebenso stark vertreten waren wie die zahlreichen Bürger der Steuerklasse II und die Masse der die Klasse III ausmachenden Bürger. Diese Regelung beruhte in der Hauptsache auf der Erwägung, dass die Bürger an der Verwaltung der gemeindlichen Angelegenheiten entsprechend ihrer Steuerlast beteiligt werden sollten. Damals gab es ja noch keinen Finanzausgleich zwischen Reich, Ländern und Gemeinden, sondern jede Stadt musste in der Hauptsache ihren Finanzbedarf selbst decken, d. h. durch die Steuern ihrer Bürger. Dabei sollte die Drittelung verhindern, dass eine Mehrheit mit geringer Steuerlast Ausgabenbeschlüsse faßte, die die Minderheit mit ihrer hohen Steuerlast auszubaden hatte.

Das alles gehörte also im Jahre 1923 bereits der Vergangenheit an. Nach dem 1. Weltkriege wurde, wie man zu sagen pflegte, „die Parteipolitik auch in die Rathäuser getragen“ und von den 24 Stadtverordneten Namslaus gehörten 5 der Deutschnationalen Volkspartei, 3 der Zentrumspartei, 8 der Demokratischen Partei und 8 der Sozialdemokratischen Partei an. Es waren folgende Namslauer Bürger, die im Jahre 1923 das „Stadtverordnetenkollegium“ bildeten:

Kaufmann Hugo Wechmann, Kaufmann Arthur Zimmer, Katasterdirektor Paul Conrad, Kaufmann Adolph Toebe, Apothekenbesitzer Karl Sokoll, Kürschnermeister Franz Slanina, Oberpostsekretär Nelke, Zigarrenkaufmann Heinzelmann,

Lederkaufmann Ernst Lehmann, Konrektor Robert Pätzold, Sattlermeister Paul Bautz, Tapezierermeister Paul Baumhauer, Maurerpolier Olleck, Stadtsekretär Herrmann, Kaufmann Alex Bandmann, Kaufmann Bernard Grahn, Bunchbindermeister Georg Hirsch, Lehrerin Luise Schmidt, Kreisausschußsekretär Richard Hoffmann, Schriftsetzer Heinrich Raabe, Kaufmann Karl Dybeck, Eisenbahner Robert Märlander, Schumacher Johann Phkak und Versicherungsinspektor Paul Peuker.

Dem Magistrat, der von dem Stadtverordnetenkollegium gewählt wurde, gehörten außer dem Bürgermeister folgende Mitglieder an:

Hotelbesitzer Paul Koschwitz, Hotelbesitzer Adolf Grimm, Kaufmann Vincenz Zurawski, Brauereibesitzer August Lorenz, Bäckermeister Julius Titze, Kreisangestellter Fritz Hoffmann und Eisenbahner Felix Pohla.

Von den Magistratsmitgliedern führte der ständige Vertreter des Bürgermeisters die Amtsbezeichnung „Beigeordneter“, die übrigen hießen in Städten unter 5.000 Einwohnern „Ratmann“, in den Städten bis zu 10.000 Einwohner und also auch in Namslau „Ratsherr“ und in den größeren Städten „Stadtrat“.

Es ist ebenso interessant wie verwunderlich, dass diese bei Begründung der gemeindlichen Selbstverwaltung im Jahr 1808 geschaffenen Unterscheidungen sich weit über ein Jahrhundert, nämlich bis zur nationalsozialistischen Gesetzgebung, gehalten haben.

Ich sagte schon, dass ich mit 16 von 24 Stimmen gewählt wurde. Die Wahl erfolgte Mitte Februar in

geheimer Abstimmung. Es blieb aber kein Geheimnis, die das Abstimmungsergebnis zustande gekommen war; denn nach Auszählung der Stimmen und Bekanntgabe des Ergebnisses erklärte der Stadtverordnetenvorsteher, Buchbindermeister Hirsch, er bäte, die unterlegene Partei nicht auszulachen, die im übrigen dem neuen Bürgermeister ebenfalls mit Vertrauen entgegen komme.

Ich war über diese Erklärung natürlich sehr erfreut, denn sie hat mir den Anfang meiner Arbeit sehr erleichtert. Die Einstellung, die aus ihr sprach, war bezeichnend für die Person des damaligen Stadtverordnetenvorstehers, den ich als Menschen wie als Parteimann ebenso wie in seiner Amtsführung als Stadtverordnetenvorsteher sehr geschätzt habe.

Der Verlauf des Tages meiner Amtseinführung ist mir, wie könnte es wohl anders sein, auch heute noch in seinen Einzelheiten deutlich in Erinnerung, auch wenn darüber bereits 14 Jahre vergangen sind.

Der 3. Osterfeiertag des Jahres 1923 war ein kalter Tag, und als ich am Vormittag durch den Stadtverordnetenvorsteher Hirsch und den Ratsherrn Zurawski von meiner Wohnung in der Wilhelmstrasse zum Rathaus abholt wurde, herrschte Schneetreiben.

Die Feier vollzog sich in Anwesenheit der Mitglieder des Magistrats und des Stadtverordnetenkollegiums sowie der Angehörigen der Stadtverwaltung. Im Auftrage des Regierungspräsidenten in Breslau, der nach den damaligen Bestimmungen die Staatsaufsicht über die Städte des Regierungsbezirks ausübte, führte mich Herr Landrat Jackisch (Namslau) in mein Amt ein unter Aushändigung der Urkunde, durch die meine Wahl zum Bürgermeister von der Aufsichtsbehörde bestätigt

wurde.

Anschließend begrüßte und beglückwünschte mich mit sehr herzlichen Worten namens der städtischen Körperschaften der Beigeordnete Paul Koschwitz. Als er mir am Schluss seiner Ansprache die vom Magistrat ausgefertigte Anstellungsurkunde überreichte mit dem Wunsche, dass meine Amtsführung der Stadt zum Segen gereichen möge, versagte seine Stimme und Tränen traten ihm in die Augen.

Für die städtischen Bediensteten sprach dann deren Senior, der damalige Leiter der Stadthauptkasse, Rendant Paul Gabel, der mir die Glückwünsche meiner nunmehrigen Mitarbeiter aussprach und deren Gelöbnis, mich durch gewissenhafte Pflichterfüllung in meiner Amtsführung zu unterstützen.

Mit einer kurzen Erwiderung meinerseits und dem Versprechen, jederzeit meine Kräfte und mein Können für die Stadt einzusetzen, erreichte die Feier ihr Ende, und es hat wohl niemand gegeben, der in diesem Augenblick auch nur im entferntesten daran gedacht hätte, dass soeben der letzte deutsche Bürgermeister von Namslau sein Amt angetreten habe, und dass schon nach knapp einem Vierteljahrhundert die fast 700jährige Geschichte der deutschen Stadt Namslau ihr Ende erreiche würde.

Im Anschluss an die Feier fand im sogenannten Kasino des Hotels Grimm ein Essen statt, in dessen Verlauf eine Größere Anzahl von Tischreden vom Stapel gelassen wurde, teils ernsten, teils heiteren oder launigen Inhalts. Das „Kasino“ war der im Erdgeschoß gelegene kleine Saal des Hotels Grimm, der später der Schaffung der zweiten Durchfahrt am Krakauer Tor zum Opfer fiel und der seinen Namen daher hatte, dass

dort vor dem 1. Weltkrieg die gesellschaftlichen Veranstaltungen des Offizierskorps der Namslauer Garnison stattfanden, die ja damals längere Zeit hindurch nicht nur aus einer, sondern aus zwei Schwadronen des Dragoner Regiments König Friedrich III. (2. Schlesisches) Nr. 8 bestand.

Es war später Nachmittag geworden als das Essen zu Ende ging. Beim Aufbruch wurde mir bedeutet, dass es alter Namslauer Brauch sei, Veranstaltungen und Sitzungen mit einer „Nachsitzung“ zu beschließen. Solch gutem Brauch wollte ich mich natürlich nicht widersetzen und so pilgerten die „Überlebenden“ in die Weinstube Wechmann zur ersten Nachsitzung mit dem neuen Bürgermeister, bei der es recht fröhlich herging, die „ziemlich früh“ endete und damit so verlief, wie die meisten ihrer zahlreichen Nachfolgerinnen. Doch davon vielleicht ein andermal!

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 43 vom Juli 1967

Aus dem Grundbuch der Herrschaft Lorzendorf

Dieses Buch wurde in der Zeit von 1657 bis 1768 geführt und hat von vielen Büchern dieser Art den letzten Krieg überstanden. Die vielen anderen Bücher dürften als vernichtet betrachtet werden. Im Inhalt findet man 23 Hofübergabeverträge und 11 „Confirmations Kauf Instrumente“ (Verträge über die Leistung der Bauern an die damalige Gutsherrschaft). Besitzer von Lorzendorf war 1657 Adam von Frankenberg, später Moritz von Frankenberg, Carl Friedrich von Franckenberg, Freyherrliche von der

Goltze Vormundschaft.

Die damalige Herrschaft genoss nur Zinsen, Robothen und Erbuntertänigkeit. Weniger bekannt ist, dass die Aufrechterhaltung der Ordnung, wie wir sie kennen, Aufgabe der Gutsherrschaft gewesen ist. Sie besaß die Gerichtsbarkeit und nahm u.a. Beurkundung von Hofübergaben, Landverkäufe, Besetzung wüster Höfe, Eintragung von abgezahlten Schulden und Schlichtungen von Streitigkeiten vor.

Die aufgezeichneten Hofübergabeverträge sind fast ausschließlich von Strelitzer Bauern, einige stammen aus Lorzendorf. Der Kaufpreis liegt zwischen 100 und 300 „Schwere Mark plus Altenteil“. Als Kaufpreis versteht man die auf dem Bauernhof lastenden Schulden und die Abfindung der weichenden Erben. In allen Verträgen sind die Gläubiger aufgeführt und zum Teil haben diese den Empfang des Gelder bei der Gutsherrschaft bestätigt. Es kam vor, dass der abgebende Bauer seine Geschwister aus seiner eigenen Hofübernahme noch nicht abgefunden hatte. Zu den im Grundbuch beurkundeten Schulden gehörten auch die Bierschulden bei Kretschmer, der Lohn für die Magd, den Knecht usw..

Die weichenden Erben bekamen Geld, Vieh und „einen Tag Hochzeit“, so z.B. die weichenden Brüder 15 Thaler, 1 Pferd oder zusätzlich 6-8 Thaler, die Schwestern 12 Thaler, 2 Kühe, 3 Betten und einen Rock.

Die Eltern als Verkäufer haben sich in einem der im Grundbuch enthaltenen Verträge ausbedungen: „Freies Essen und Trinken, so gut es der Käufer genießt, außerdem jährlich ein Paar Stiefel für den Vater. Ferner 5 Beete Weizen, 5 Beete Korn und 1 Viertel Lein aussäen.“ Die Ernte besorgten die Eltern. An Vieh muss der Sohn bei seinem Futter für die Eltern halten 10 Schafe, 1 Kuh und 1 Schwein. Falls das Obst wohlgerät, erhalten die Auszügler das „Dritte Viertel“ der Ernte.

Solche Käufe sind stets mit der Beteuerung versehen, den Vertrag in allen Punkten, Klauseln und Artikeln stets fest und unverbrüchlich zu halten. Jeder Teil hatte fast immer zwei Zeugen hinzugezogen, die namentlich benannt wurden.

Bis auf einen Fall ist die Größe des Hofes nicht angegeben, vielmehr wurde der Hof stets „wie er liegt und steht und seinen Grenzen“ übertragen. 1 – 3 Hufen Land dürften es jedoch fast immer gewesen sein. In einem Vergleich aus dem Jahre 1700 findet man das Inventar, zum Teil mit Preisen, wie folgt angegeben:

Sieben Pferde zum geschätzten Preis von 2 zu 37 Thl
18 Sgr, 2 zu 24 Thl, 3 zu 21 Thl = 82 Thl 18 Sgr.

Ferner: 5 Kühe à 7 Thl, 3 Kalben à 4 Thl, 22 Schafe á 1 Thl, 5 Schweine, davon 2 Kleine 5 Thl, 5 Paar Gänse 1 Thl 24 Sgr, 2 Paar Hühner 18 Sgr.

An totem Inventar sind verzeichnet: 4 Pferdegeschirre zu 2 Thl, 3 Halftern zu 13 Sgr 6 hl, 1 beschlagener Wagen zu 10 Thl.

Ohne Preise sind angegeben: 2 Pflüge, 2 Hacken, 4 Pflugschare, 2 Sacher, 4 Paar Eggen mit eisernen Zinken, 3 Haikeschare, 3 Ketten, 3 Äxte, 3 eiserne Keile, 1 Hebelade zum Holzfahren, 2 Siedeladen mit Siedescheide, 1 Grassense, 1 Getreidesense.

Diese genaue Aufzeichnung war notwendig, da dieser Hof nach etlichen Jahren in gleichem Zustand abgegeben werden sollt. Dieser lange und sehr interessante Vertrag hat stark gekürzt folgenden Inhalt: Es starb der Strehlitzer Bauer Paul Wloch und hinterlies seine Frau Anna mit einigen kleinen Kindern. Der Sohn Michael soll, wenn er erwachsen ist, den Hof übernehmen. Die Mutter heiratete einen Woitek, der diesen Hof bis zur Übernahme durch den Sohn Michael verwalten sollte. Zeigt es sich, dass Woitek diesen Hof nicht gut bewirtschaftet und in Verwüstung geraten ließ, so war die Gutsherrschaft berechtigt, einen anderen Wirt auf diesen Hof zu setzen.

Einen ähnlichen Fall findet man aus Lorzendorf aufgezeichnet: Hier hat der älteste Sohn den Hof übernommen und sehr verschuldet, hauptsächlich mit Getreideschulden bei der Gutsherrschaft. Diese hat daraufhin den jüngsten Sohn übertragen in der Hoffnung, dass dieser ihn besser bewirtschaftet und

nicht in fremde Hände fallen lässt. Der abgehende Bauer wurde Hirte bei einem andern Lorzendorfer Bauern.

Einer anderen Aufzeichnung aus Lorzendorf zufolge wurde 1766 das seit langem wüste sogenannte Schidlogsche Gut von der Gutsherrschaft neu besetzt. Der neue Besitzer bekam zur Bewirtschaftung des Hofes von der Herrschaft gestellt: Zu dem vorhandenen Wohnhaus eine neue Scheune und einen neuen Stall, dazu 4 Pferde, 1 beschlagenen Wagen, Pflug und Eggen sowie weitere kleinere Wirtschaftsgeräte. Die Übergabe erfolgte am 1. Mai 1766. Von den herrschaftlichen Robothen war der Hof im ersten Jahr befreit. Lediglich die Leistungen an den König musste er erbringen.

Ein Strehlitzer Hof von einer Hufe Acker wurde 1766 wie folgt bestellt: Aussaat über Winter mit 33 Scheffel 6 Metzen Korn (das entspricht ca. 41 Zentner Roggen), über Sommer 28 Scheffel Hafer, 5 Scheffel Gerste, 1 Scheffel Erbsen, 4 Scheffel Heidekorn (Buchweizen), 1 Scheffel 3 Metzen Rüben. Als Ertrag dürfte man das 4-fache der Aussaat rechnen, ausgenommen bei den Rüben. Die Preise betragen 1694 für Hafer 45 Sgr. 1699, 1 Thl. Roggen kostete 1698 der Scheffel 2 Thl. Der Scheffel Gerste wurde mit 2 ½ schwere Mark 1699 gerechnet. Es gab zu dieser Zeit den Thaler und die Mark. 4 Thaler = 3 schwere Mark.

Vergleicht man die Viehpreise mit dem Getreidepreis, so fällt auf, dass das Getreide sehr teuer war. Die Ernte

war sehr gering. Ein Scheffel Aussaat brachte 4 Scheffel Ertrag. Die Schweine wurden im Herbst in die Eichen getrieben. Gab es keine Eichen, so hatte der Hoferwerber dem Auszügler zur Mast 2 Scheffel Getreide zu geben, wie es in einem Vertrag steht.

Die Zinsen auf die bei einer Hofübergabe beurkundete Schuld betragen im Jahre 1691 6%, wie aus einem Vertrag hervorgeht. 50 Thl Kirchengeld standen 8 Jahre in Schuld. In dieser Zeit sind 24 Thl dazu geschwollen, wird berichtet.

Im Jahre 1700 kostete die „Loskaufung von der Herrschaft“ 8 Thaler, gleich dem Wert eines Pferdes.

Es kam auch vor, dass Söhne von zu Hause entwichen sind. 1701 wird berichtet, dass das Erbteil an den entwichenen Sohn nicht ohne Wissen der Herrschaft ausgezahlt werden soll.

Die Bezahlung des Kaufpreises erfolgte zu festgesetzten Terminen. Solche Termine sind: Johann Baptist 24. Juni, Maria Verkündigung 25. März, Fastnacht, Martine 11. November, Michaelis 29. September, Maria Lichtmeß 2. Februar und Weihnachten.

Starb die Ehefrau ohne „Leibes Erben“ (es ist anzunehmen bei der Geburt des ersten Kindes), so ist die Mitgift beim nächsten Termin an den Schwiegervater zurückzuzahlen, berichtet ein Vertrag.

Das Laudemium (Kosten der Überschreibung) betrug 10 % des Kaufpreises. Im Vergleich zwischen Blaseck Valten und seinem Schwiegersohn Pawel Surowice wurde auf das Laudemium verzichtet, da der Verkäufer, der Scholtze Blaseck Valten, diesen großen Hof vor 10 Jahren an seinen Schwiegersohn verkaufte, dieser seinen Verpflichtungen nicht nachkam und den Hof für 380 schwere Mark wieder abgeben musste. Der Vergleich erfolgte 1698.

Aus einigen Aufzeichnungen über die Schulden ist zu entnehmen, dass das Bier schmeckte. Einige Bauern ließen anschreiben, und in den Verträgen steht teilweise, „dem Kretschmer für Bier ...Thl“.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 83/1979.

Die Glasgewinnung im Riesengebirge (Auszug)

von Erich Worbs

Wie geschätzt die Glasindustrie des schlesischen Gebirges war, bezeugt die Tatsache, dass der Große Kurfürst, der im Jahre 1674 eine neue Glashütte bei Potsdam eingerichtet hatte, den Grafen Schaffgotsch in einem eigenhändigen Schreiben bat, ihm seinen Untertan, den „Glasmeister und Destillator“ Sebastian Berensdorf nebst Familie „abfolgen zu lassen“, da er ihn in seine Dienste nehmen wolle. Auch zwei

Glasschneider aus Rabishau und Giehren wurden an die Potsdamer Hütte gezogen, um ihr mit ihrer erprobten Kunst zu dienen.

Eine wesentliche technische Vervollkommnung brachte den Glasschneidern das Ende des 17. Jahrhunderts. Hatten bisher die Bäche der Wälder die kleinen Räder angetrieben, mit deren Zähnen die Schleifer dem Glase das kristallene Aussehen verliehen, so hat Friedrich Winter neben seinen anderen Verdiensten um die Glasveredelung auch den Ruhm, am Petersdorfer Mühlgraben das erste große durch Wasser betriebene Schleifwerk in Hermsdorf unterm Kynast erbaut zu haben. Verbunden war damit zugleich eine Änderung der sozialen Lage der Glasveredler. Während sie anfangs ihre Ware selbständig auf Messen und Jahrmärkten vertrieben, hatten sie später Rohglas und Lohn vom Glashändler erhalten, das Handwerk war zur Hausindustrie geworden. Nun aber, mit dem Aufkommen der großen Schleifwerke, die einen Wasserzins an die Herrschaft zahlten, wurden die Schleifer in diese Werke gezogen, indem ihnen die Besitzer je eine Schleifstelle verpachteten.

Am Ende des 17. Jahrhunderts waren Warmbrunn, Hermsdorf, Petersdorf und Schreiberhau bereits so viele Glasschneider und -schleifer tätig, dass sich die Klagen häuften, es übten gar zu viele das Handwerk, und der Graf deshalb im Jahre 1685 den Glasschneidern verbot, „ohne expressen Konsens

Lehrjungen anzunehmen, zur Vermeidung mehrerer Stimplerei“ (Stümperei).

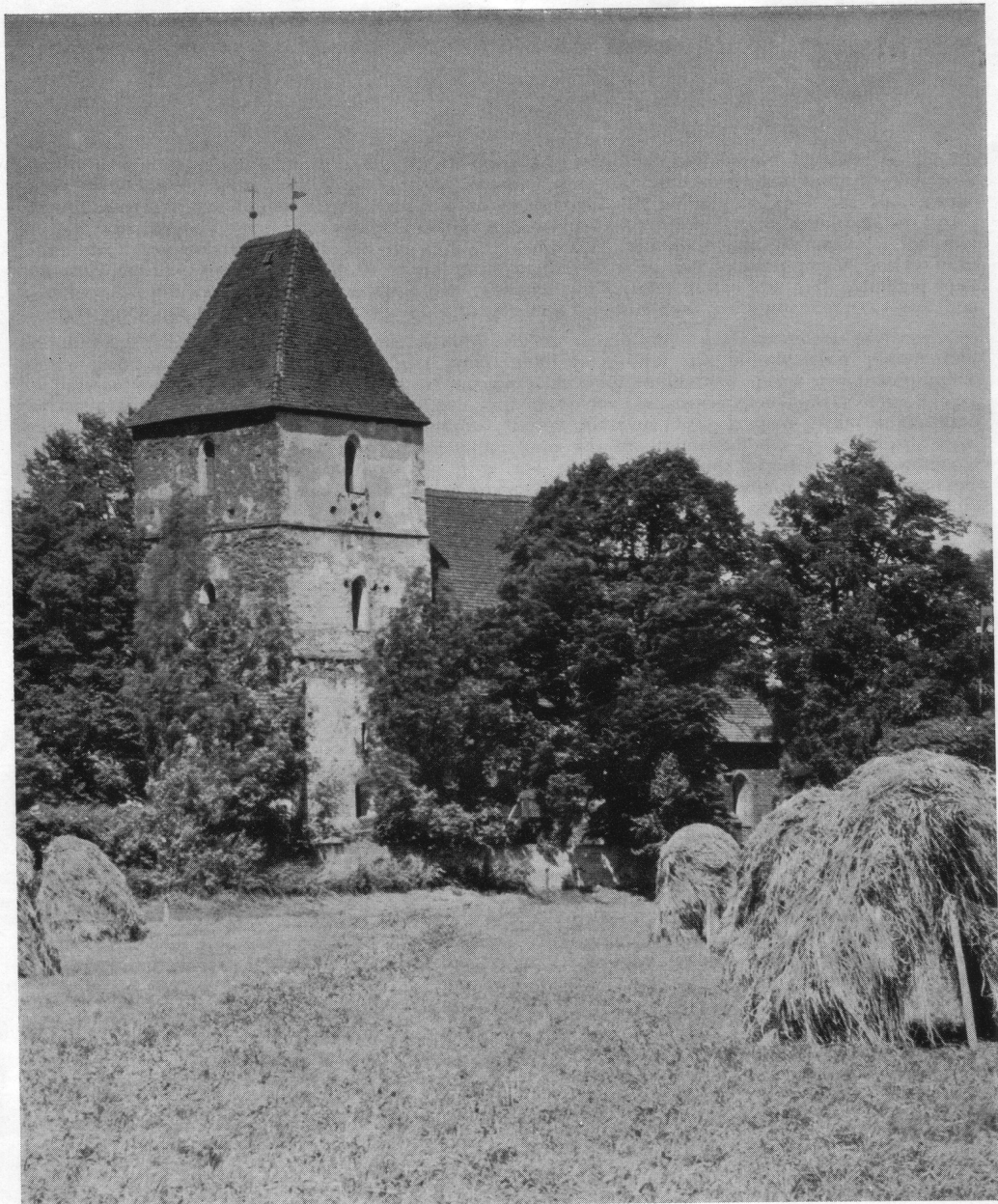
Die Blütezeit der Glasschneidekunst fällt aber erst in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Haupterzeugungsort der geschnittenen Gläser war Warmbrunn, wo im Jahre 1792 mehr als 40 Glasschneider arbeiteten. Hier war auch der wichtigste Verkaufsort. Besonders die von weither das Warmbrunner Heilbad besuchenden Fremden nahmen manches kunstvolle Glas mit in die Heimat, Pokale mit der Ansicht des Bades und des Gebirges oder – nach der Abtrennung Schlesiens von Habsburg – mit Schlachtendarstellungen aus den friderizianischen Kriegen.

Wie durch die wohlgemeinten wirtschaftspolitischen Maßnahmen Friedrichs des Großen die Karlsthaler Hütte arg zu leiden hatte, so bewirkten sie nach einem Rückgang der Glasschneidekunst im Hirschberger Tale, verboten sie doch die Einfuhr des zum Schnitt sehr geeigneten böhmischen Rohglases, wobei die Glasschneider ganz auf die Lieferung des damals nicht allzu leistungsfähigen und infolge der geschilderten Gründe teureren Preußlerschen Hütte angewiesen waren. Erst um die Jahrhundertwende begann sich die Lage der schlesischen Glasveredler wieder zu bessern, um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts noch unterstützt durch die Bemühungen Franz Pohls und durch Maßnahmen der Regierung, die – um die notleidenden Weber und Spinner des Gebirges in der

Glasindustrie unterbringen zu können – diese zu heben bestrebt war.

Das Ende des Krieges hat auch die Glasmacher und Glasveredler des Riesengebirges von den Stätten ihrer kunstvollen Arbeit zwischen den Wäldern der Heimat vertrieben. Das Schicksal aber hat trotzdem eine der bedeutendsten heimischen Industrien nicht vernichtet. Ist es auch nicht mehr der Zacken, der um sie rauscht, fern von den Schreiberhauer Wäldern ist sie nun in dem württembergischen Schwäbisch Gmünd von neuem aufgeblüht. Unter dem Namen „Graf Schaffgotsch'sche Josephinenhütte“ wird die mehr als hundertjährigen Tradition der Josephinenhütte fortgesetzt, gehen heut schon wieder gläserne Kostbarkeiten mit dem alten Gütezeichen hinaus in alle Welt als Künder vom Ruhme eines unüberwindlichen uralten schlesischen Kunsthandwerks.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1961



Strehlitz Kr. Namslau: Die alte romanische **Dorfkirche** mit ihrem als Walmdach ausgebildeten Turmdach

Vorstehende Abbildung aus dem Schlesischen
Heimatkalender 1961 von Karl Hausdorff im Karl
Mayer Verlag

Schlesien wie es mal war – eine Betrachtung zu Land, Leuten, und Sprache in deutscher Zeit

Gesammelt und aufgeschrieben aus den Erinnerungen von
Zeitzeugen von Heinz Wieloch

Das höchste Fest der Christenheit , das Osterfest oder schlesisch “Uustern”, war vorbei. Die Temperaturen stiegen stetig und die Boten des Frühlings blühten nicht mehr allein. Bäume und Sträucher grüntem und zeigten ihr Blütenkleid. Wie hieß es so schön in einem alten Volkslied: “Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus...”. Alles atmete Frische und der Gesang der Vögel steigerte sich mehr und mehr. Der Mensch konnte wieder richtig durchatmen, wenn er im Monat Mai ins Freie trat und die schlesischen “Pauern” träumten schon von reichlichen Ernten.

Mit dem Ende des Monats April und dem beginnenden Monat Mai war der geheimnisvolle Walpurgisabend (30. April) wieder heran. Diesen Abend bezeichnete man noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in den schlesischen Dörfern als “Wolpertoombd”. Von den Höhen des Gebirges konnte man zu dieser Zeit auch vereinzelte Feuer leuchten sehen. Sie sollten nicht nur reine Freudenfeuer sein, sondern auch Mittel gegen gespenstische Wesen wie z. B. Hexen sein, die früher in Schlesien auch als “Pülwesen” oder “Bielweisen” benannt wurden. Andreas Gryphius schrieb darüber in der “Geliebten Dornrose” und zahlreiche schlesische Chronisten schrieben über das “Unwesen” der Hexen in der auch so genannten “Hexennacht”.

In vielen Gegenden Schlesiens wurden am Morgen des 1. Mai die “Maistangen” gesetzt. In den Orten um Breslau pflegte man dann um die errichteten “Maistangen” zu tanzen. Der Beginn des Maimonats brachte aber auch den Kindern in den schlesischen Dörfern und Städten eine besondere Freude. Sie gingen nämlich der lange erwarteten “Maikäferjagd”

nach, welche sie mit großer Ausgelassenheit und Freude praktizierten. Den Käfer setzte man sich nach seiner "Gefangennahme" auf eine Fingerspitze und sang dazu: "Maikaafer fliege, der Voater is eim Kriege, de Muttel is eim Pummerland, Pummerland ist obgebrennt, Maikaafer fliege."

In der katholisch geprägten Grafschaft Glatz war der Mai der Monat einer besonderen Marienverehrung. In zahlreichen Messen bat man "Maria die Maienkönigin" in Gesängen und Gebeten um Schutz und Beistand für das Landvolk und das Gedeihen einer guten Ernte in dem Jahre.

Goldene Jugend in Namslau

von Albrecht Haselbach (+)

Namslau liegt an der Weide, also auf der Lausigelseite von Schlesien, ungefähr da, wo die Füchse sich gute Nacht sagen. Übrigens soll's dort viele Krebse geben. Und – richtig – Namslauer Bier, in „der alten Namslauer an der Liebichshöhe“ wird es ausgeschenkt. ... Das war wohl ziemlich alles, das der Durchschnitts-Schlesier von meiner Heimat wusste.

Auch die Namslauer selbst hatten keine Ahnung, dass ihre Stadt mit der Burg bis gegen Ende des 30-jährigen Krieges von niemandem erobert werden konnte, dass sie die stärkste, immer wieder modernisierte Festung gegen Polen, ein „Fredeschild for dy Slezie“ war. Weder die Tataren noch die Polen noch die Hussiten konnten

Namslau bezwingen. Ebenso wenig unterwarf es sich dem tschechischen Nationalherrscher Georg von Podiebrad. Die damals während der Hussitenkriege gegründete Schützengilde war eine der ältesten Schlesiens.

Niemand wusste, dass man im Urstromtal der Weide vorgeschichtlichen Schmuck, auch Wikingerschwerter, gefunden hatte; dass in Schmograu bei Namslau die erste christliche Kirche Schlesiens, ein leider 1860 abgebrannter Lärchenholzbau, stand; dass bis 1335 die Namslauer Burg den Piastenherzögen gehörte, dass sie dort auch residierten, dass Heinrich IV., der Minnesänger, das Namslauer Weichbild 1290 seiner Witwe Mathilde von Brandenburg zum Leibgedinge vermachte; dass Kaiser Karl IV. mit König Kasimir III., dem Großen von Polen, am 22. November 1348 in der Namslauer Burg ein Abkommen schloss, welches dem weiteren Vordringen des Deutschen Ritterordens nach Osten ein Ende setzte.

In der Gesangstunde plärrten wir: „Nur am Rhein möcht‘ ich leben, nur am Rhein geboren sein“, und: „Dort möcht‘ ich sein, bei dir, du Vater Rhein.“ Wir lernten die Brandenburger herunterschnurren, beginnend mit Albrecht dem Bären. Otto der Faule und der falsche Waldemar sind mir noch in dunkler Erinnerung. Dann kam der Große Kurfürst, schließlich der Alte Fritz, die Befreiungskriege 64, 66, 70/71. Das musste besonders gut sitzen. Von den Piasten oder

Luxemburgern oder Habsburgern über unser Land – nichts, geschweige von Herrschern ungarischer und tschechischer Herkunft über Schlesien. Auch nichts von der Geschichte unserer Nachbarn.

Polen und Rußland – die Grenze war nur 18 km Luftlinie von Namslau entfernt – waren für uns sozusagen dasselbe. Sie lagen wie hinter einer hohen Mauer; man hätte – sage und schreibe – einen Pass gebraucht, um dorthin zu gelangen. Überflüssig zu erwähnen, dass niemand im Traume daran interessiert war. Um so bitterer war später das Erwachen, als sich 1945 herausstellte, dass der Untergang Preußens (alle 200 Jahre Schlesien von einem anderen Herrn regiert und nach dessen Vorstellungen ausgerichtet) auch unseren Untergang bedeutete. Vor diesem welthistorischen Geschehen hebt sich das sorglose Treiben in einem schlesischen Grenzstädtchen gespenstisch ab.

Meine früheste Erinnerung geht auf den August 1894 zurück; ich war anderthalb Jahre alt und kletterte auf einem Birkengeländer herum. Dass es beim Brieger Photographen Opitz stand, ersah ich erst später aus dem Bild, das damals von meinem dreivierteljährigen Bruder Werner und mir gemacht wurde. Meine gute Mutter, begierig, beide Söhne auf ein Bild zu bekommen, versuchte es erst bei Herrn Przybill – so hieß der Namslauer Künstler; der fuhr sie jedoch an: „Zwee Kinder uff een Bild – Se sind wull?“ Die Momentphotographie steckte eben noch in den

Kinderschuh.

Der Zuschnitt, in dem ich aufwuchs, war großartig, dank meinem Großvater, Friedrich August Haselbach (1820-1896), der aus der ehemals Freien Reichsstadt Nordhausen als armer Knabe nach Schlesien gekommen war und aus dem Nichts heraus das uralte Herzogliche, später Deutsch-Ritterordens Bräu- und Mälzhaus, das er am 18. September 1862 „meistbietend für 6275 Thaler courant“ erwerben konnte, in eine Großbrauerei verwandelt hatte. Die Namslauer erkannten es durch Verleihung der Ehrenbürgerschaft an. Ihm und seinen beiden Söhnen Albert und Paul verdankten deren sieben Kinder die beiden großen Gärten um die vom Großvater erbaute große „Villa“ und das „alte Schloss“, den Villateich, besetzt mit vielen Karpfen und Schleien, einer „Matätsche“, das ist ein Floß, einem „Seelenverkäufer“, d. h. einem schlanken Ruderboot, und einem breiteren Ruderboot, den ringsum laufenden Buchengang, den „Süßen Gang“ mit herrlichem Spalierobst, die Insel, den Pavillon, den Springbrunnen und den Ziegeleigarten, wo die Artischocken so zahlreich wuchsen, dass wir sie uns schon fast übergegessen hatten. Es gab Erdbeeren, Himbeeren in solcher Fülle, dass ich einmal eine ganze Schulklasse hineinschickte, damit sich jeder sattfuttern konnte. Schließlich – nicht zu vergessen – die ausgedehnten Dächer der Brauereigebäude, auf denen ich jedoch noch manchmal im Traum herumhüpfte.

Besonders spannend war das Kiebitzeier suchen im Frühjahr. Unser Weiervogt, Herr Konietzki, hatte uns gelehrt. „Ihr mißt uffpassen, wo su a schwatzer Popel sitzt, dann direkt druffzugehn, da hat er sein Nest.“ Um dieselbe Zeit, zu Ostern, gab es Eierwettrennen auf dem Schlossbergel in unserem Garten. Wenig später begann die Spargelsaison; die Barmherzigen Brüder lieferten jede Menge von ihren Namslauer Beeten.

Am 15. Mai wurde die Badeanstalt am spreewald-ähnlichen Weidebruch eröffnet. Sie war damals dicht mit wildem Wein bewachsen und bestand aus dem „Gänsestall“ für die Kleinen, dem „Schafstall“, dem „Hundestall“, dem kleinen und dem großen „Frei“; dort pflückte man Seerosen und Mummeln, „scheechte die Wasserhiendel“, aber erst nachdem man sich freigeschwommen hatte.

Es nahte der Sommer, da feierte jeden Sonntag ein anderer Verein. Die gleichen Mitwirkenden, jedesmal in anderer Gewandung, zogen durch die Straßen, voran die Stadtkapelle unter Kapellmeister Bochnig, der im Winter in Dresden konzertierte. Es folgten die Turner, die Radfahrer, die Krieger, die Schützen, die Sänger, die Feuerwehr. Jedes vierte Jahr gab's ein besonderes Fest vom „Verschönerungsverein“. Endstation der über die Promenade führenden Feststraße war der mehrere Morgen große Stadtpark, wo ein reges Treiben einsetzte. Die Schützen knallten um die Wette; Herr Bochnig spielte sein schönstes Repertoire; die Kinder umschwärmten das Karussell,

die Würstelbuden, die Kuchenausgabestellen des Gaststättenpächters, des Konditors Koschwitz, den Glückstopf; dessen Hauptgewinn war stets ein „Regulator“. Das Karussell wurden in der ersten Zeit mit der Hand gedreht. Es fanden sich stets Schulbuben, die es unter dem mittleren Dach besorgten und dafür nach drei Fahrten eine Rundreise auf einem der Holzpferdchen umsonst machen durften. Dass später ein richtiges Pferd die Dreherei besorgte, galt als großer technischer Fortschritt. Die braven Bürger labten sich derweil an Bier, ihre Frauen an Kaffee und Kuchen. An solchen Sonntagnachmittagen wurden unsere beiden Rappen vor den „Gelben“, den „Grünen“ oder den „Landauer“ gespannt, und man fuhr in den Stadtpark. Wir zwei Jungen, in weißen Matrosenanzügen, saßen auf dem Bock, die beiden Schwestern auf den Rücksitzen, glücklich über ein Paar uns im Stadtpark erwartende Wiener, das Paar zu zehn Pfennig. Ich entsinne mich eines Verschönerungsvereinsfestes im Jahre 1902, dem folgendes Ereignis aus der Namslauer Chronik zugrunde lag: Eine türkische Gesandtschaft übernachtete in Namslau; sie will den alten Fritz besuchen, er lädt sie in den Namslauer Stadtpark ein, wo das Lager von Bunzelwitz mit echten Kostümen, Lagerfeuern und, wie sich's für Namslau gehörte, mit viel Bier zelebriert wurde. Hatte doch Namslau den höchsten Pro-Kopf-Bierverbrauch der ganzen Welt.

Bei den Schützen ging's zackig zu: Wenn der Schützenmajor, Tepper Jäschke, kommandierte:

„Stillgestanden! Rückwärts richt Euch – bis ans Gerinne ...haalt“, war alles dran. Und als der Schnittwarenhändler Miosge an ihn herantrat, „er mechte zu gerne Leutnant bei die Schitzen werden“, wurde er barsch beschieden: „Das geht nicht!“ „Aber wieso geht das nicht?“ „Weil de su a Riesenrindvieh bist“. „Nu, da derdruff kommt’s doch nich druff an.“

Weitere Abwechslung brachten uns vier Geschwistern Besuche in Brieg bei den Eltern meiner Mutter. Wegen der hohen Kosten für neue Brücken nördlich von Brieg über das Überschwemmungsgebiet der Oder gab’s keine Eisenbahnverbindung Brieg – Namslau. Man hätte also mit der Bahn von Namslau über Oels und den Breslauer Odertorbahnhof bis zum Märkischen Bahnhof (er lag neben dem Freiburger) fahren, von dort zum Oberschlesischen (später Hauptbahnhof) mit Droschke oder Taxameter kutschieren müssen. Erst vom Oberschlesischen Bahnhof gingen Züge nach Brieg. Das war – namentlich mit Kindern und viel Gepäck – zu umständlich. Also fuhr man mit Pferden von Namslau bis kurz vor Neusorge, wo die Chaussee aufhörte; von da durch tiefen Sand, Rogelwitz (Rogowice-Rehbockdorf) rechts liegen lassend, über Pechhütte im Leubuscher Wald nach Mangschütz. Dort erwarteten uns die Neugebauerschen Pferde aus Brieg. Auch in Brieg gab’s einen großen Garten neben der „Fabrik“, errichtet von meinem Urgroßvater, Kommerzienrat Robert Schärff (1808-1880), dem Stifter der ersten schlesischen Gewerbeschule. Sein Vater war aus Gera zugewandert, seine Frau, eine Moll

aus der Brieger Lederfabrik. Robert war weitgereist, von 1848 bis 1871 durch den Kauf von Kongreßland in Wisconsin USA-Staatsangehöriger; ein großer Sänger vor dem Herrn. Staunend standen wir Kinder vor dem „Wunderschrank“, gefüllt mit Reiseerinnerungen, wie Kolibris, Muscheln, Käfern, Schmetterlingen, Mokassins, Friedenspfeifen, Straußeneiern, Kokosnüssen, Sand aus der Sahara, Wasser aus dem Jordan, der Rose von Jericho, Hand und Fuß einer mumifizierten ägyptischen Prinzessin, Blumen aus dem Garten Gethsemane und vom Ölberg. Manches davon ist jetzt in München, die Kolibris haben allerdings inzwischen die Motten gefressen.

Vor der prächtigen Villa in Brieg stand die Amazone von Kiss, im Garten eine überlebensgroße Hebe aus Marmor, viele bunte Kugeln, hohe Buchsbaumhecken; auch dort ein Pavillon, ein Wintergarten und an den Wänden Stiche von New York mit Segelschiffen – kurz, eine ganz andere Welt als in Namslau, wo unsere Behausung in der Burg, auch „das Alte Schloss“ genannt, 1400 qm groß (ohne Keller und Speicher gerechnet), und mit den riesigen 51/ 3m hohen Zimmern mit 2 ½ m starken Wänden originell genug war. Meine Großmutter Anna Schärff geb. Gebauer, 1. Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins von ganz Schlesien, genannt der „Brieger Engel“, und ihre älteste Tochter Elisabeth Neugebauer (von der Zuckerfabrik), waren der Brieger Mittelpunkt. Sie erhielten, obwohl protestantisch, jede einen hohen päpstlichen Orden. Ehrenvorsitzender des Vereins war

die Schwester Kaiser Wilhelms, Charlotte, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen. Meine Patentante Else (sie wurde 92 Jahre), konnte sehr lustig sein. „Kommt der Schulrat in eine Klasse in Wangern“, erzählte sie (die Zuckerfabrik hatte die benachbarte Staatsdomäne Rothsürben/Rothbach als Rübenbasis gepachtet), „als die Kinder gerade die Weihnachtsgeschichte durchnehmen. Warum, ihr lieben Kinder, hüteten die Hirten des Nachts die Herden? Weshalb dann des Nachts?“ (Er wollte hören, dass es am Tage zu heiß dafür sei im Morgenlande). Prompt erhielt er eine echt schlesische Antwort: „Se wer'n wull uff'm Herrschaftlichen gewäst sein.“

In Brieg hat uns die Tante Uber aus Kreuzburg, Großvaters Kusine, manchmal eine „Kartoffel-Komödie“ vorgeführt, mit König Mastodon, Prinzessin Pumphia und dem Räuber Jaromir. Ich besitze den Text noch. Die Köpfe waren aus Kartoffeln gemacht und wurden wie Kasperlfiguren gehandhabt.

Rückfahrt von Brieg nach Namslau zuweilen unter sommerlichem Sternenhimmel! Was sind wir Autofahrer doch für armselige, krampfhaft in unser Lampenlicht starrende Reisende.-

Genussreich waren die häufigen Krebsessen in Namslau. Weide-Krebse, die in Paris auf der Speisekarte gestanden haben sollen, waren zwar zu meiner Zeit fast ausgestorben. Ich nehme an, es kam vom Kunstdünger. Man erhielt aber beispielsweise aus

Neu-Berun/Oberschlesien, mit der Post soviel man wollte. Manchmal kam auch unangemeldet unser Krebsmann aus der Wartenberger Gegend, Herr Glawion, zwei voll Rucksäcke mit 200 bis 250 Stück tragend. Dann musste schnell herumtelefoniert werden, damit sie nicht umkamen. Vorher wurden sie mit Brennesseln gefüttert, die mit süßer Sahne bespritzt waren.

Häufig aßen in der Schlossküche alte Weibel, die unaufgefordert Blaubeeren oder Preiselbeeren brachten und Pilze. Steinpilze, Morcheln, Galuschel, Reizker, grüne und rote; die gaben herrliche Suppen.

Dabei fallen mir die herbstlichen Kartoffelfeuer in Namslau ein; denn die Brauerei hatten neben vielen Wiesen auch etwas Acker. Ein in Papier gewickelter Salzhering, in der Asche gebraten, war eine köstliche Delikatesse zu den angebrannten Kartoffeln. Auch die Fischzüge in den Weidearmen und im Teich, der dann abgelassen wurde, waren äußerst aufregend. Besondere Einschnitte im täglichen Leben stellten die Jahr- und Viehmärkte sowie die regelmäßigen Schweinschlachten in der Villa (bei einem lernte ich meine liebe Frau kennen) und im Schloss dar, die Familienfeiern bis zu 36 Personen an Neujahr, Weihnachten, den verschiedenen Geburtstagen. Sie begannen regelmäßig mit Kaviar im Eisblock, den man in Holzfässchen von Burgarde auf der Breslauer Odermaße bezog. So außergewöhnlich war das gar nicht. In der Breslauer Weinhandlung Hansen erhielt

man ohne weiteres eine frisch geöffnete, strichvolle Kilodose hingestellt. Man löffelte heraus, so viel man wollte. Durch Zurückwiegen wurde der Verbrauch nachträglich festgestellt. Was sind das für kümmerliche Kleckchen, die man heutzutage für ein Südengeld serviert bekommt!

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 193/2007

Fortsetzung im nächsten Heimatruf!!

**Herzliche Einladung
zum 8. Treffen
der NAMSLAUER HEIMATFREUNDE
in
NEUSTADT/DOSSE**

**am Samstag, den 28. September 2019
ab 12.00 Uhr**

**Treffpunkt wieder:
Hotel Ritterhof
Kampehl 25b
16845 Neustadt/Dosse**

Anmeldung und Information bei

Edeltrud Hoppe (geb. Gottschalk) Tel. 033971-73216
oder Christa Schwarzenstein (geb. Taube)- Tel.
033970-969937

Als neues Mitglied begrüßen wir:

Frau Brigitte Friemann geb. Wittek aus Saabe

Regionaltreffen in Berlin am 4. Mai 2019

von Walter Thomas

Unser diesjähriges Treffen fand wieder im Restaurant „Macedonie“ am S-Bahnhof Berlin-Lichterfelde statt. Im Vorfeld gab es etliche Absagen, so dass wir mit sehr wenig Heimatfreunden rechneten. Die Überraschung war groß, als wir schließlich 16 Teilnehmende waren, davon fünf Heimatfreunde, die erstmals dabei waren. Nach der Vorstellung der Teilnehmenden und dem Mittagessen berichtete Herr Thomas kurz über das letzte Treffen der Deutschen Minderheit in der Jahrhunderthalle in Breslau. Herr Otto Weiß las aus der Festschrift zum 10. Heimattreffen 1974 den Artikel „Unsere Schlesienreise 1973“ vor, den die heute mit am Tisch sitzende Dagmar Bennecke als Jugendliche, die den Heimatboden zum ersten Male in ihrem Leben betreten hatte, verfasst hatte. Darin schildert sie die Schwierigkeiten, die es gab, um eine Reise in die alte Heimat zu unternehmen. Es war wirklich interessant. Durch die jetzt offenen Grenzen kam man sich die Situation damals gar nicht mehr vorstellen.

Zur Kaffeetrinkenszeit stellte sich heraus, dass der Kuchen fehlte; alternativ gab es jedoch Apfelstrudel. Somit hatte ich zum ersten Male Apfelstrudel gegessen, der doch tatsächlich schmeckte!

Schließlich wurde erneut für das Treffen in Neustadt/Dosse geworben mit dem Hinweis, dass die Teilnehmenden – wie üblich – vom Bahnhof in Neustadt abgeholt und wieder zurückgebracht werden. Mit dem Versprechen, uns im nächsten Jahr an

gleicher Stelle wieder zu treffen, gingen wir zufrieden auseinander.

Teilgenommen haben:

Otto Weiss (Namslau), Erika Banko geb. Türpitz (Schwirz), Alfred und Waltraud Knappe geb. Türpitz (Schwirz), Dagmar Bennecke (Strehlitz), Walter Thomas (Schwirz), Brigitte Friemann geb. Wittek (Saabe), Jürgen und Gudrun Spoida geb. Kaminski (Strehlitz bzw. Kuhnau), Marlies Pawlig (Strehlitz), Christa Lorenz geb. Pawlig (Strehlitz), Martin und Maria Wiesner geb. Kroworsch (Erbenfeld bzw. Breslau), Hedwig Sobek (Dammer) sowie Heinrich und Hildegard Dornig geb. Schlichting (Salzbrunn bzw. Mühlatoschitz).

Zum Schluss: Etwas zum schmunzeln

S Taufen bei Hilbrichs

Bei Hilbrichs, dem Schuster, von uben druben,
die hatten schon sechs Madeln und o sechs Buben.

Und ken Jahr tut er davon abschwefen,
so uma Fasnacht rum, da tut er es noch täfen.

Och heuer wieder, ging es lustig und munter,
vom Bergla oben zur Kirchla hinunter.

A Kält hats gehabt, es tut frieren und reifen,
es war werklich a Opfer, das Kindlein zu täfen.

Der Kleine war in am Körbla eininstalliert,
voraus gingen Hilbrichs, dann die Paten wies sichs
gehört.

Eingepackt in Betten mit blumigem Muster,
lag drinnen der Kleine von Hilbrichs dem Schuster.

Es ging los mal bergauf mal bergrunter,
gut zwei Stunden braucht man zum Kerchlein
hinunter.

Nun endlich sei man da, das Bettchen wird
aufgebunden,

de Pfarrer ment, der hat aber Lungen.

Das Kindlein schreit, es war gar a so grantig,
und riss mit dem Händlein am Wickelbandli.

Da schreit Frau Hilbrich, ja so ein Mist,
jetzt hab i ja gar das vorjährige Kindlein erwischt!

Antek hat gehabt große Trauerfall: is gestorben liebe
Schwiegermutter. Wie sie gehen nach Begräbbgnis
nach Haus, fällt Antek Ziegelstein von Dach auf Kopp.
„Pieronnie!“ ruft er erschreckt auf und reibt sich die
Beule, „*Is sich schon angekommen – im Himmel!!*“



Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 550

Redaktionsschluß: 20. Mai 2019

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

**Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich
und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des
Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.**

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 22. Mai 2017 für den letzten Veranlagungszeitraum 2014 bis 2016 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.